

Mittelalterliche Spuren in der deutschen Sprache

Autor(en): **Wirz Kurt**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Baselbieter Heimatblätter**

Band (Jahr): **49 (1984)**

Heft 4

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-860244>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Allen, die zum Gelingen dieser Arbeit beigetragen haben, danke ich recht herzlich, namentlich Dr. Hans Sutter, Staatsarchivar des Kantons Basel-Landschaft, der mir unermüdlich beim Aufsuchen von Akten behilflich war.

Mittelalterliche Spuren in der deutschen Sprache

Von Kurt Wirz

An der Spitze aller Kultur
steht ein geistiges Wunder:
die Sprachen, deren Ursprung,
unabhängig vom Einzelvolke und
seiner Einzelsprache, in der
Seele liegt.

Jacob Burckhardt

Die vorliegenden Arbeiten einer zweiten progymnasialen Sekundarklasse in Gelterkinden sind dem Geschichtsunterricht entwachsen. Das Mittelalter als die Jugendzeit der modernen europäischen Völkergemeinschaft findet in unseren neuen Lehrplänen kaum mehr die ihm gebührende Berücksichtigung. Da ich in den Klassen Deutsch und Geschichte (dazu oft auch noch Englisch) unterrichtete, versuche ich jeweilen, der so vernachlässigten Epoche vom Sprachlich-Kulturellen her gerecht zu werden. Wir zeigen dabei, wie das Mittelalter durch seinen sprachlichen «Niederschlag» bis in die neueste Zeit lebendig ist, wie seine Kultur durch die Grundpfeiler Kirche, Kloster, Rittertum und Bürgertum deutliche Spuren hinterlassen hat. Die so gewachsene Anschaulichkeit, Bildkraft und Schönheit dem Schüler bewusst zu machen, halte ich für eine der wichtigsten Aufgaben des muttersprachlichen Unterrichts. Dass dabei zugleich die Sprachkompetenz gefördert wird, leuchtet wohl ein.

Die Texte wurden von den Schülern nach Konsultation der einschlägigen Werke entworfen, mit dem Lehrer besprochen, hierauf ins Reine geschrieben. Für die hier vorliegende Form wurden lediglich noch einige leichte redaktionelle Retouches angebracht. Der schematische Aufbau (3 Teile: 1. Situation für die praktische Anwendung der Redensart, 2. Heutige Bedeutung, 3. Herkunft) geht durch alle Arbeiten durch, wobei Teil 1 das persönliche Werk der Schüler ist.

Im Sinne eines fächerübergreifenden Unterrichts hat es mein Kollege René Koch, der in der Klasse Zeichnen erteilt, unternommen, die Begriffe und Redensarten in Bild und Schrift darzustellen, eine von den Schülern mit Begeisterung ausgeführte zusätzliche Aufgabe.

Abkanzeln

Jürg trifft Freddy auf dem Trottoir. Da sagt Jürg: «Ich habe alles ausgerichtet, was du mir aufgetragen hast, die Kameraden kommen um zwei Uhr.» Freddy: «Was, um zwei Uhr schon? Ich habe deutlich drei Uhr gesagt. Was ist den los? Himmeldonnerwetter, so vergesslich kannst doch nur du sein. Merk es dir in Zukunft besser oder schreib es dir auf». Jürg: «Deswegen brauchst du mich doch nicht so abzukanzeln».

«Abkanzeln» bedeutet «jemand eine Strafpredigt halten», «jemand ausschimpfen».

Dieser ursprünglich kirchliche Fachausdruck bedeutet zunächst einfach, «ab der Kanzel (von der Kanzel herab) verkünden», z. B. Aufgebote, kirchliche Erlasse usw. Später bezog man ihn hauptsächlich auf Vorschriften, die in der Sittenpredigt verkündet wurden.

Roger Müller

Unter aller Kanone

Familie Huber freut sich, nächstens ins neue Haus einziehen zu dürfen. Die allerletzten Arbeiten der Handwerker werden in dieser Woche fertig. Eines Abends begibt sich Herr Huber zur Begutachtung der frisch verlegten Teppiche in den Neubau. Als er nach Hause kommt, merkt seine Gattin sofort, dass er schlechter Laune ist. Sie fragt ihn, was los sei. Da bricht es aus ihm hervor: «Was da die Teppichleger geleistet haben, ist wirklich unter aller Kanone !»

«Unter aller Kanone» bedeutet «ganz schlecht», «völlig ungenügend», «unter aller Kritik».

Wie andere Wendungen — z. B. «Anno Toback» — entspricht auch unser Beispiel einer scherzhaften Umdeutung, einer Verballhornung und hat nichts mit einer Kanone zu tun. Lateinisch «sub omni canone», «unter allem Kanon», wurde wahrscheinlich von (Latein-) Schülern spottenderweise zu «unter aller Kanone» umgebogen. Der Kanon, heute würde man ihn eher Notenskala nennen, wies damals schon fünf Stufen auf. Eine Arbeit, die leistungsmässig noch tiefer lag, bekam als Notenvermerk «sub omni canone» und spottete dann wirklich jeder Beschreibung. Sie war — wie zwei andere, derbere Redensarten meinen — «unter allem Hund», ja «unter aller Sau».

K. W.

Den Teufel an die Wand malen

Zwei Kumpels warten auf einen Bekannten, der mit dem Auto kommen soll. Er hat nun schon 20 Minuten Verspätung. Da meint der eine etwas ängstlich: «Vielleicht hat er einen Unfall gehabt». Darauf der andere erschrocken: «Ums Himmelswillen, mal den Teufel nicht an die Wand !»

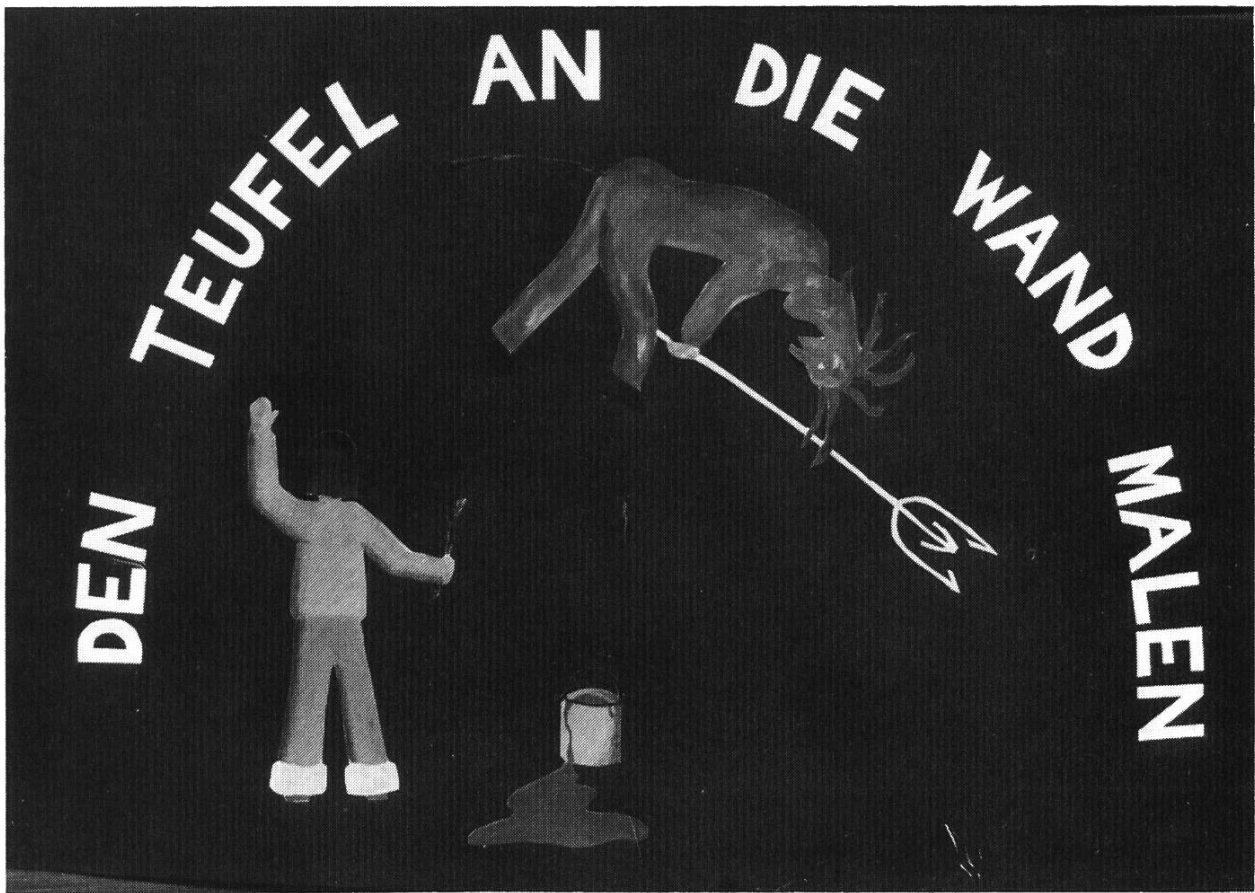
«Den Teufel an die Wand malen» heisst «so lange vom Teufel reden, bis er kommt», «von einem drohenden Unglück sprechen, bis es tatsächlich eintritt» bzw. «ein Unheil durch unbedachtes Handeln herbeiführen».

Die Redensart geht auf einen Aberglauben zurück. Früher währte man, dass der Teufel oder andere böse Geister erschienen, wenn man sie anrufe, zeichne, eben: an die Wand male. Man fürchtete sogar, sie durch blosser Nennung herbeiholen zu können. Um so das Kommen von Unglück zu verhüten, vermied man jegliche Äusserung in dieser Richtung.

Barbara Leuthold

Eine Lanze brechen

Meiers Tochter Cornelia ist noch nicht zu Hause. Es ist bereits zehn Uhr. Plötzlich taucht Cornelia unter dem Türrahmen auf. Herr Meier empfängt sie schon mit



Schimpfen. Danach sagt die Mutter: «Warum bist du denn nicht mit dem acht Uhr-Zug zurückgekehrt? Zur Strafe darfst du morgen nachmittag nicht ins Kino.» Da mischt sich die Tante ein mit den Worten: «So, jetzt seid einmal alle still. Ich finde es grässlich, wie ihr eure Tochter empfängt. Es ist das erste Mal, dass sie zu spät nach Hause kommt. Sie ist jetzt sicher alt genug, um selbst zu bestimmen, wann sie heim will. Ihr habt sie nicht einmal zu Wort kommen lassen.» Später, als sich der Sturm gelegt hat, meint Cornelia zu ihrer Tante: «Ich danke dir herzlich, dass du für mich eine Lanze gebrochen hast».

«Eine Lanze brechen» bedeutet «sich für jemand mit Wort und Tat einsetzen», «ihn verteidigen».

Die Wendung geht auf den mittelalterlichen Zweikampf des Ritterturniers zurück. Der Sekundant (Gehilfe) setzte sich im Augenblick der Gefahr für seinen Schützling ein. Dabei konnte seine Lanze in Brüche gehen, aber der Gefährdete blieb dadurch unversehrt.

Monika Peter

Etwas im Schilde führen

Fritz und Vreni bummelten an einem schulfreien Tag in der Stadt herum. Vreni äusserte den Wunsch, in einer Gartenwirtschaft einzukehren. Plötzlich bemerkte sie auf der anderen Strassenseite einen finsternen Mann, der immer auf und ab ging. Ein wenig ängstlich flüsterte sie ihrem Freund zu: «Schau dort. Was führt der Mann wohl im Schilde?»

«Etwas im Schilde führen» heisst «etwas beabsichtigen», «etwas vorhaben, was der andere nicht ahnen soll».

Im Mittelalter waren die ritterlichen Schilde mit den Wappen der Adelsfamilien geschmückt. Daraus konnte der Wächter einer Burg erahnen, ob der nahende Ritter ein Freund oder ein Feind war.

Barbara Buser

Sattelfest

Max Huber ist 18 Jahre alt. Er muss gerade die Lehrabschlussprüfung machen. Zuerst kommt Mathematik an die Reihe, dann Französisch, Englisch und Deutsch. Max hat das Gefühl, es sei nicht alles so gut gegangen. Doch zu seinem Erstaunen erreicht er einen recht hohen Durchschnitt. In der Mathematik ist es sogar eine blanke Sechs! Der Mathematiklehrer sagt zu ihm: «Selbst die schwierigste Aufgabe war kein Problem für Dich. Du bist wirklich sattelfest! Bravo!»

«Sattelfest sein» heisst «bewandert sein», auf einem Gebiet «gut beschlagen sein», «gründliche Kenntnisse besitzen».

Die Redensart geht auf die Ritterzeit zurück. Ein Ritter, der bei einem Turnier nicht aus dem Sattel zu heben war, beherrschte sein Fach, war sehr schwer zu besiegen, war ein Champion.

Hansheiri Frei

Eins auswischen

Zwei Nachbarn, Müller und Meier, kamen gar miteinander aus, bis Müller sein Beet zu weit auf Meiers Seite grub. Da schlich sich Meier, als sein Nachbar nicht zu Hause war, in Müllers Garten und riss ihm alle Blumen und Karotten aus. «Dem habe ich aber eins ausgewischt», meinte er zu seiner Frau.

«Eins auswischen» bedeutet «Schaden zufügen», «einen Streich spielen», «eine Ohrfeige geben», überlisten».

Die Redensart entstammt einem alten ritterlichen Brauch. Der Sieger drückte dem Verlierer den Daumen aufs Auge. Ergab der Unterlegene sich nicht, so wurde ihn eins (d. h. ein Auge!) ausgewischt. Diese brutale Sitte sollen v. a. auch die Raubritter angewendet haben. Harmloser ist die Entstehung aus mundartlich «auswischen» = unvermutet eine Ohrfeige beibringen (I wüsch der eis). Eine weitere Erklärung meint, auswischen sei das aus dem Englischen eingedeutschte «outwit» (= aus witzen im Sinne von «überlisten»).

Marcel Ommerli

Den Fehdehandschuh hinwerfen

Die Äste von Nachbars Apfelbaum ragen in Meiers Garten hinüber. Am Abend kommt Herr Meier heim und sagt zu seiner Frau: «Ich habe mit ihm gesprochen. Er hat aber kaum auf mich gehört und mir den Fehdehandschuh hingeworfen».

«Den Fehdehandschuh hinwerfen» heisst «Streit anfangen», zum Kampf herausfordern».

Diese Redensart beruht auf einer der alten ritterlichen Sitten, die oft symbolischer Natur waren. Die Ritter warfen sich als Herausforderung zum Kampf ihren Handschuh vor die Füße. Das galt als Zeichen eines Schlages, den auszuführen durch die Sitte verboten war. Die Fortsetzung dieser symbolischen Geste bestand dann darin, dass der Gegner «den Handschuh aufhob», d. h. die Herausforderung zum Kampf annahm. Sonja Otth

Spiessbürger

Annemarie kommt mit ihren Eltern überhaupt nicht aus. Sie findet, ihr Vater sei hoffnungslos veraltet. Besonders an den Montagen kann sie fluchen. Wenn man sie dann nach ihrem Kummer fragt, bringt sie immer dieselbe Antwort: «Wir leben an Sonntagen wie die Leute vor hundert Jahren! Neun Uhr: Aufstehen, in die Kirche gehen, und wehe, wenn nicht in Bluse und Rock! Zwölf Uhr: Mittagessen, jedesmal Braten. Von zwei bis vier nachmittags kommt dann der schreckliche Sonntagsspaziergang. Ein richtiger antiker Spiessbürger ist er, unser Vater!» Ein Spiessbürger ist ein engstirniger, kleinlich denkender Mensch mit rückständiger Einstellung.

Der Ausdruck Spiessbürger ist eines von den Nomen, die einst eine Ehrenbezeichnung waren und dann zur Spottbezeichnung herabgesunken sind. Die Bewohner einer Stadt, Bürger genannt, verteidigten sich mit dem Spiess, waren also Spiessbürger. Die Bezeichnung bekam erst einen abschätzigen Sinn, als die Feuerwaffen aufkamen und die Stadtbürger hartnäckig an ihrer alten Waffe festhielten. So konnte es passieren, dass sie, nur mit ihren Spiessen bewaffnet, vor einem mit Feuerwaffen ausgerüsteten Heer erschienen und so eine schreckliche Niederlage hinnehmen mussten.

«Spiess» können, etwa im Sinne von «Kohlen», auch Geld bedeuten. Deshalb sagt eine weitere Deutung, ein Spiessbürger sei ein reicher Mann, der ängstlich über seinen Besitz wacht. Lars Mazzucohelli

Bankrott

Hubers Kaffeemaschine ist defekt. Sie schicken sie zur Reparatur ein. Eine Woche später kommt das gleiche Paket zurück, ein Brief liegt bei. Frau Huber liest ihn gespannt vor: «Sehr geehrte Frau Huber», heisst es da, «leider müssen wir Ihnen diese Kaffeemaschine zurücksenden. Die Küchengeräte-Fabrik Hädler und Co. ist nämlich bankrott. Wir bitten um Ihr Verständnis».

Das Adjektiv «bankrott» meint zahlungsunfähig. Das Nomen «Bank(e)rott» bedeutet den wirtschaftlichen Zusammenbruch einer Firma. Ähnlich anderen Fachausdrücken der kaufmännischen Fachsprache (Rabatt, Skonto usw.) stammt das Wort aus dem Oberitalienischen, Langobardischen.

Banca rotta, banco rotto heisst «zerbrochene Bank». Gemeint ist dabei die Bank (wörtlich, daraus später: Geldinstitut) des Wechslers. Wurde dieser zahlungsunfähig, zerbrachen ihm die Gläubiger auf offener Strasse zur Strafe die Bank. Da konnte der arme Kerl nur noch seine Siebensachen zusammenpacken und sich nach Hause trollen. Sandra Kohler

Anprangern

Müllers Fernsehapparat kommt aus der Reparatur zurück. Als man ihn einschaltet, ist er immer noch kaputt. Da sagt Frau Müller zu ihrem Mann: «Solche Geschäftsmethoden sollte man anprangern !»

«Anprangern» bedeutet «etwas oder jemand an den Pranger stellen, der öffentlichen Ver-spottung bzw. Verurteilung preisgeben».

Im Mittelalter war es üblich, einen Missetäter mittels eines Halseisens an den Pranger (auch: Schandpfahl)* zu klemmen. Die vorbeikommenden Mitbürger konnten nun den armen Kerl verspotten, anspucken und mit faulen Eiern bewerfen usw. Es war so dem all-gemeinen Spott und der totalen Verachtung ausgeliefert. Matthias Krickel

* (Georg Friedrich Meyer verzeichnet in seinen Entwürfen (Bd. 2, 399) einen Pranger auf dem Dorfplatz von Buckten, 1680 (Redaktion).

Über die Schnur hauen

Herr Schmied trifft sich mit ein paar alten Schulfreunden. In einer Raclettstube reden sie von den alten Zeiten. Sie trinken auch einen guten Tropfen. Spät in der Nacht, mor-gens zwei Uhr, kommt Schmied nach Hause. Seine Frau wettert mit ihm und fragt ihn, wieviel Geld er noch habe, sie müsse noch den Sonntagsbraten kaufen. Es stellt sich heraus, dass er noch ganze zehn Franken hat. Da sagt sie zu ihm in erbostem Ton: «Nun haust du aber wirklich über die Schnur !

«Über die Schnur hauen» heisst «es zu bunt treiben», «übermütig sein», «sich lieder-lich verhalten».

Die Redensart bezieht sich ursprünglich auf die Schnur (Richtschnur), die ein Zimmer-mann spannte, wenn er einen Balken behauen wollte. Diese Schnur bildete eine gerade Linie, bis zu der er mit der Axt Späne weghieb. Hieb er dabei «über die Schnur», so verdarb er den Balken und erwies sich damit als schlechter Handwerker. Die Wendung will damit andeuten, dass schon ein geringes Zuviel alles verderben kann.

Andreas Schläpfer

Einen Korb bekommen

An einem regnerischen Tag beschloss Herr Baumgartner, der auf einem Spaziergang war, in ein Restaurant zu gehen. Er betrat die Wirtsstube, als gerade seine Sekretärin herauskam. Er hätte sie schon lange gerne zum Essen eingeladen. Er sprach sie an und forderte sie auf, um sieben Uhr mit ihm zu Abend zu essen. Aber er bekam von ihr einen Korb.

«Einen Korb bekommen» heisst «abgewiesen werden», «die Aufforderung zurückge-wiesen erhalten» oder einfach «eine Absage erhalten».

Im Mittelalter kam es ab und zu vor, dass ein Burgfräulein den Geliebten in einem Korb zu sich hinaufziehen liess. Umgekehrt liess es einen ungebetenen Liebhaber einen mit einem dünnen Boden versehenen Korb hinunter, so dass dieser auf der Fahrt nach oben durch den Boden fiel: er «fiel durch» ! Später verfuhr man nicht mehr so brutal



und schickte einem unerwünschten Liebhaber einen Korb ohne Boden, um damit anzudeuten, was ihm zustossen könnte, wenn er seine Bewerbung fortsetzte, oder man begnügte sich damit, dem Abgewiesenen einen Korb in seinen Hausflur setzen zu lassen. Heute lässt man es eben gar nur noch mit der Redensart bewenden! Katrin Allemann

Unter die Haube kommen

Die Mutter der Braut seufzte nach der Hochzeit auf und sprach zu ihrem Mann: «Nun ist sie endlich unter die Haube gekommen, das hat sie sich ja schon lange sehnlich gewünscht».

«Unter die Haube kommen» heisst «geheiratet werden», «einen Mann bekommen».

Nach germanischer Sitte musste die Braut am Hochzeitstag erstmals das Haar verhüllen, also die Haube aufsetzen. Wer «unter der Haube» war, gehörte zur Gruppe der verheirateten Frauen. Man erkannte den ledigen Stand eines Mädchens daran, dass es seine langen Haare offen trug. Andrea Kyburz

Blau machen

Es ist ein wunderschöner Herbsttag. Die Sonne scheint, es ist sehr warm. Herr Müller, Geschäftsführer, sitzt mit seiner Familie am Mittagstisch. Er sagt: «Heute ist so schönes Wetter, ich mache blau, und dann fahren wir alle irgendwohin».

«Blau machen» heisst «nicht arbeiten gehen», «sich einen arbeitsfreien Tag machen».

Die Herkunft dieser schon im 14. Jh. vorkommenden Redenart ist umstritten. Fest steht, dass sie die gekürzte Form von «blauen Montag machen» darstellt. Am einleuchtendsten ist wohl die folgende Erklärung: Die mit Färberwaid, einem an der Luft schnell trocknenden indigoartigen Farbstoff gefärbte Wolle liess man den ganzen Sonntag über im Bad, um sie montags an der Luft trocknen zu lassen. Die Färbergesellen konnten dann müssig gehen, es wurde «blau gemacht». Andere Erklärungen meinen, dass der mit «blau» benannte Montag den Fastnachtsmontag bezeichnet, weil die Altarbehänge dann von blauer Farbe waren. An diesem Tag vor Beginn der Fastenzeit war arbeitsfrei, ja man tobte sich dabei vor den kommenden mageren Tagen nochmals so richtig aus, wofür der Rosenmontag (d. i. eigentlich der «rasende Montag») in Deutschland noch heute ein eindrückliches Beispiel ist.

Claudia Waldmeier

An der Nase herumführen

An einem wunderschönen Tag fuhr Peter mit seinem Velo auf den Bahnhof. Er erwartete dort seine Freundin. Sie wollten zusammen mit dem Zug in der Nachbargemeinde ins Kino gehen. Doch Peter wartete vergebens. Der Zug war schon abgefahren, und sie war immer noch nicht da. Da sagte er zu sich selbst: «Die hat mich wieder einmal schön an der Nase herumgeführt !»

«Jemand an der Nase herum führen» heisst «ihm absichtlich falsche Hoffnungen machen», «ihn anführen, verulken», «ihn mit falschen Versprechungen hinhalten».

Die Redensart war schon im Mittelalter bekannt. Sie geht zurück auf die Tierbändiger, die ihren Tieren, vor allem Bären, Ringe durch die Nase zogen. Somit hatten sie sie bei ihren Vorführungen sicher in Gewalt und konnten sie nach Belieben herumführen.

Rita Hänggi

Anbeissen

Hans sagt zu Moritz: «Gestern habe ich mit Christian Sachen ausgetauscht. Ich habe ihm eine Steinschleuder angeboten und wollte, dass er mir einen schönen grossen Pfeilbogen dafür gäbe, aber er weigerte sich. Als ich ihm aber versprach, er dürfe ab und zu mit meinem Motorrad umherfahren, da hat er angebissen».

«Anbeissen» bedeutet «auf einen Plan eingehen», «sich auf einen Vorschlag einlassen», «sich verlocken lassen», (zu etwas, was man vielleicht ursprünglich gar nicht wollte).

Der Ausdruck geht auf das Anbeissen der Fische an der Angel zurück. Ein Köder soll die Opfer dazu verführen, in den Angelhaken zu beißen. Der Betrogene geht dabei ins Verderben. Im übertragenen Sinn ist es meistens der Mann, der anbeisst, wenn er mit seinen Heiratsabsichten (durch die schlaunen Verführungskünste seiner Partnerin gefördert) ernst macht.

Kurt Nyfeler



Ins Bockshorn jagen

Um 10.30 Uhr öffnet Frau Meier den Briefkasten. Dabei fällt ihr ein kleines Brieflein auf. Sie öffnet es und findet folgenden Text: «Herr und Frau Meier, entweder Sie legen morgen um 6 Uhr 100 000 Fr. in einer schwarzen Aktenmappe auf die sechste Bank im Garten, oder Sie sehen Ihre Tochter nie mehr.» Frau Meier jedoch lächelt nur und sagt zu sich: «Von denen lasse ich mich nicht ins Bockshorn jagen. Ich habe ja gar keine Tochter.»

«Ins Bockshorn jagen» heisst «einschüchtern», «in Angst versetzen».

Hier handelt es sich um eine rätselhafte Redensart. Die wohl einleuchtendste Erklärung stützt sich auf das sogenannte Haberfeldtreiben: Bei diesem altgermanischen Rechtsbrauch wurde der Schuldige in ein Hemd gezwungen (eigentl. Bocksfell, lat. caper, entwickelt sich zu Haberfell, Haberfeld, volksetymologische Umbildung).

Eine andere Erklärung erklärt Bockshorn als die Hörner des Teufels, in die man abergläubische Leute zu deren Schrecken treiben konnte.

Matthias Schürch

Wie ein Ölgötze dastehen

Der Lehrer erklärt eine Mathematikaufgabe an der Wandtafel. Danach fragt er die Schüler: «Ist das nun jedem klar?» — Schweigen. «Gut, dann komm mal hierher, Hans, und löse die nächste!» Doch Hans steht da wie ein Ölgötze und weiss weder aus noch ein.

«Wie ein Ölgötze dastehen» bedeutet «steif, untätig, wirkungs- und teilnahmslos herumstehen».

Als Ölgötzen, wahrscheinlich die Abkürzung von Ölberggötzen, wurden gelegentlich die während Christi Gebet am Ölberg schlafenden Jünger bezeichnet. Mit Ölgötzen meinte man aber auch die aufgestellten, mit Öl bestrichenen Götterpfähle der Heiden, die nach Meinung der Christen ohne jegliche Wirkung waren. Ausserdem soll Reformator Martin Luther die mit heiligem Öl gesalbten römischen Priester und die mit Ölfarben gemalten, nutzlosen Heiligenbilder Ölgötzen genannt haben. Joachim Hoffmann

Sich aus dem Staube machen

Eines Tages sagt die Mutter zu ihren Knaben: «Geht und helft dem Vater beim Auto- waschen !» Aber die Aufforderung bleibt ohne Wirkung. In einem unbewachten Augenblick machen sich die beiden aus dem Staub.

«Sich aus dem Staube machen» heisst «sich heimlich entfernen», «schnell davonlaufen», «unauffällig davoneilen», «sich heimlich zurückziehen» oder auch «einer Unannehmlichkeit ausweichen».

Die Redensart spielt auf den Feigling im Kampf an, der den aufgewirbelten Staub benützt, um sich davonzumachen. Die Wendung ist bereits im 15. Jh. bezeugt.

Sara Hersche

Benützte Nachschlagewerke

Hans Dittrich, Redensarten auf der Goldwaage. Bonn 1970.

Der Grosse Duden, Etymologie. Mannheim 1963.

Karl Erich Krack, 1000 Redensarten unter die Lupe genommen. Hamburg 1969.

Krüger-Lorenzen, Der lachende Dritte. Düsseldorf-Wien 1973.

Krüger-Lorenzen, Das geht auf keine Kuhhaut. Bergisch Gladbach 1980.

Heinz Küpper, Wörterbuch der deutschen Alltagssprache. München 1971.

Herbert Maas, Wörter erzählen Geschichten. München 1966.

Lutz Röhrich, Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten. Freiburg 1977.

Leo Sillner, Gewusst woher. Frankfurt 1973.

Gerhard Wahrig, Deutsches Wörterbuch. Gütersloh 1970.

Ernst Wasserzieher, Woher ? Bonn 1966.

